



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Platzhoff-Lejeune, Eduard: Anatole France

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Anatole France

Von Dr. Eduard Plaghoff-Lejeune in Eugano



Anatole France nimmt in Deutschland nicht den Rang ein, der ihm gebührt. Hinter Franzosen zweiten und dritten Ranges steht er zurück. Den bedeutenden Einfluß, den er auf seine Landsleute ausübt, unterschätzt man gewaltig. Selbst die Höhe der Auflagen seiner Bücher vermag die größere Aufmerksamkeit im Auslande nicht zu erzwingen. Oder sollte das an seiner ganzen geistigen Art liegen? Gibt es doch Autoren, die nun einmal trotz ihrer unbestrittenen Größe keine „Exportartikel“ sind. Die beste Übersetzung nimmt ihnen den Duft; der klügste und gewandteste Impresario hat kein Glück mit ihnen. Außerhalb seines Sprach- und Kulturgebietes bleibt er immer ein aus dem Wasser gezogener Fisch. Wie dem nun sei, ein Versuch, ihn von neuem dem deutschen Publikum in Erinnerung zu rufen, sei gewagt; er findet seine Rechtfertigung zum mindesten in der aktiven, noch längst nicht abgeschlossenen Produktion des in seinem Schaffen und seiner Geistesachtang kurz hier zu skizzierenden Schriftstellers.

Originale Geister lassen sich nicht klassifizieren. Sie schaffen Neues und Eigenes. Aber wenigstens durch ihren Ausgangspunkt sind sie mit ihren ersten Versuchen an Vergangenes gebunden. Auf France haben zwei sehr verschiedene Strömungen deutlich gewirkt: einmal Renan, dann die Schule der Parnassiens. Raum kann man sich größere Gegensätze denken, und doch hat France beide vereinigt. Renan hat keine Schule gemacht; sein Fall war so einzig, daß jede Wiederholung ausgeschlossen war. Ein Schüler Renans hätte wie er Priester sein, den Glauben verlieren und austreten müssen. Er hätte einen Bretonen zum Vater und eine Gascognerin zur Mutter haben, nach Palästina reisen und Orientalia studieren müssen. Immerhin ist Renan auf die jüngeren Generationen von Einfluß gewesen; aber wie weit haben sich doch seine als solche wohl bezeichneten Schüler Jules Lemaitre, Maurice Barrès und Anatole France von ihm entfernt: Lemaitre ist zum polemischen Antipoden geworden, Barrès, dem Hermann Bahr als le parfait magicien de l'Ironie morale ein Buch widmete, ist heute nichts weniger als das, sondern ein braver Nationalist

mit sehr ausgesprochenen Grundsätzen. Nur France hat die Treue gehalten und von dem Renan der letzten Phase, dem Verfasser der philosophischen Dramen, dem Redner und Essayisten der Feuilles détachées, jenen liebenswürdig sentimentalsten Skeptizismus geerbt, dessen süßes Gift empfängliche Gemüter unmerklich lähmt und zerstört. Aber er hat dieses Genre zu höchster Kunst ausgebildet, während Renan auch hier ein Dilettant blieb und im Grunde dem Ästhetentum sehr fern stand.

Dies führt uns zur zweiten Quelle, aus der France in seiner Entwicklungszeit mit vollen Zügen trank: zu den Parnassiens.

Mit dreiundzwanzig Jahren gelangte France in den Kreis des Verlegers Lemerre und seiner Parnassiens. Hier brachte er der lyrischen Muse das, wie es scheint, in jenen Jahren unvermeidliche Opfer. Man lobte sein feines Empfinden, sein klug verwertetes Wissen, seine harmonische Natur, vermehrte aber den lyrischen Schwung und tadelte seine vornehme Zurückhaltung. Er brachte es aber dann doch zu revolutionären Versen, die den ohnehin schon übel angeschriebenen Verleger der Gazette rimée zum Eingehenlassen seines Blattes zwangen. Weder jene Reserve noch dieser Enthusiasmus gewannen France die Sympathien Leconte de Lisle's, des geistigen Führers der parnassischen Bewegung. Ja, es kam später zum offenkundigen Bruch, bei dem Leconte de Lisle keine vornehme Rolle spielte, ohne daß France seine Mitschuld leugnen konnte.

In verschiedenen Stellungen verblieb France nur kurz. So war er ein Jahr lang der Redakteur des Chasseur bibliographe (1867), dem er einen weniger trockenen Charakter gab, indem er neben Rezensionen auch Poetisches und sonst Fiktives erscheinen ließ. Er soll auch anonym um diese Zeit manches geschrieben haben. Lemerre fesselte ihn dann ein paar Jahre als Lektor an sein Haus; aber die an sich schon nicht einträgliche Stelle wurde ihm bald durch den Neid und die Intrigen derer verleidet, die unter seiner Kritik zu leiden hatten. Und es verlangte France nach einer Stellung, in der man nicht berufsmäßig anderen wehetun mußte. So kam er 1874 als Gehilfe an die Senatsbibliothek; aber hier machte ihm Leconte de Lisle als Vorgesetzter das Leben so sauer, daß seines Bleibens nicht lange war. Seitdem hat France unseres Wissens keine Stellung mehr bekleidet; er hatte es auch bald nicht mehr nötig, denn sein Name verschaffte sich allmählich Geltung, so daß er vom Ertrage seiner Feder leben konnte.

„Le Crime de Sylvestre Bonnard“ war das erste Meisterwerk unseres Schriftstellers. Viele sind geneigt, es heute noch „das Meisterwerk“ zu nennen, weil es die weiteste Verbreitung fand und wirklich populär wurde. Aber es stellt doch nur eine Seite der Begabung seines Verfassers dar: die liebenswürdige, schalkhafte Ironie mit dem warmen Herzenston, der die Menge ergriff. Der alte Bonnard ist ein Prototyp des später so beliebten Bergeret. Noch fehlt ihm die philosophische Tiefe, die überlegene Lebensweisheit, aber er hat

doch schon die Herzensgüte, die Weltabgewandtheit des Stubengelehrten und das große Wissen, das in den kleinen, praktischen Fragen des Lebens versagt, was seinem Träger einen leicht komischen Anstrich gibt und ihn nur noch sympathischer macht. Hier zeigt sich France von seiner liebenswertesten Seite, als ein fröhlicher, gütiger Beurteiler des Lebens. Es liegt beinahe etwas Germanisches in dieser gemütvollen, weichen Herzlichkeit. Und doch ist France aller germanischen Kultur so fremd als möglich; er hat nie auch nur den Versuch gemacht, in sie einzudringen und sich mit ihr vertraut zu machen — eine Beschränkung, die neben ihren offenkundigen Nachteilen doch auch ihre großen Vorzüge hat, zumal in unserer Zeit des Internationalismus, wo die synthetistische Mischung der Kulturen und die oberflächliche und eifrig erstrebte Sprachenkenntnis nicht immer erfreuliche literarische Früchte zeitigt.

Die chronologische Ordnung verlegend, gruppieren wir das innerlich Zusammengehörige. Von der gleichen Seite wie in seinem ersten Werk zeigt sich France nur noch in zwei späteren Büchern: „Le Livre de mon Ami“ (1885) und „Pierre Nozière“ (1899), diesmal mit stark autobiographischem Einschlag. Diese Kindheitserinnerungen gehören zu den wertvollsten Schätzen der französischen Literatur und aller Literaturen. Sie sind von einer unmittelbaren Frische, einer Wahrheit und Feinheit, die ihresgleichen sucht. Der Dichter versetzt sich hier so völlig in die Kindesseele, wie er sich später in die eines Heiligen der urchristlichen Zeit, eines mittelalterlichen Mönchs oder eines Enzyklopädisten versetzt. Hier liegt seine eigentliche Virtuosität, und sie ist die Frucht feinsten Bildung, völliger Reife und ernster Arbeit.

Diese Vollkommenheit dankt er nicht nur dem eigenen Talent, seinen Studien, seinem Fleiß, sondern nicht zum mindesten dem Umstand, daß er in Pariser Luft in einem feingebildeten Milieu aufwuchs, vielleicht auch der Tatsache, daß er seine sprachliche Sicherheit sich nicht durch das Studium der Fremdsprachen — das Italienische ausgenommen — trüben ließ. Während der Provinzler sich erst anpassen und manche alte Gewohnheit in Form und Ausdruck ablegen muß, wuchs France in die sprachliche Vollendung sozusagen hinein. Er hatte nur mit dem Pfunde zu wuchern, das ihm geschenkt war.

France ist der vielseitigste französische Schriftsteller der Gegenwart, weil er der gebildetste ist; man möchte es nur weniger durchfühlen. Man lese vier oder fünf Bände von ihm hintereinander, z. B. *Le Livre de mon Ami*, *La Rôtisserie de la Reine Pédauque*, *L'Île des Pingouins*, *Le Lys rouge* Thaïs, ohne den Namen des Autors zu kennen, und man wird nie auch nur die Möglichkeit einer gemeinsamen Verfasserschaft ins Auge fassen. Der gewaltige Unterschied liegt nicht nur in der großen Verschiedenheit der Handlung und des Milieus, sondern vor allem in der völligen Unvergleichbarkeit der geistigen Richtung. France ist ein Meister der Einfühlung, von unglaublicher Vielseitigkeit und Beweglichkeit. Dazu gehört ebenso viel historische Bildung als natürliches Talent. Und es gefällt ihm, in dieses oder jenes fremde Gewand zu schlüpfen,

um zu zeigen, daß er es zu tragen und in ihm sich zu bewegen versteht. Er hat sich in allen möglichen Genres versucht und ist erst in den letzten Jahren einseitiger geworden.

Neben Sylvestre Bonnard kann Jérôme Coignard als eine Vorstudie zu der Bergeretfigur bezeichnet werden. Wir finden ihn in den beiden Büchern *La Rôtisserie de la Reine Pédauque* (1893) und *Opinions de Jérôme Coignard* (1893). Ist Bergeret ein etwas greisenhafter und hilfloser Bonnard, so ist Coignard seine vergrößerte Karrikatur, sein ins Materielle gezogenes Zerrbild. Dieser fetter, aus dem Amte längst entlassene Geistliche, dessen Tasche stets leer, dessen Magen stets hungrig, dessen Schlund überaus durstig, dessen Degen stets schlagfertig ist, erscheint uns in seiner Wirtsstube und mit seinen galanten Abenteuern wie ein immerhin etwas vergeistigter Fallstaff des neunzehnten Jahrhunderts in gallischem Gewande. Er handhabt auch die Zote mit einer bemerkenswerten Virtuosität, und *La Rôtisserie de la Reine Pédauque* (der Name eines Wirtshauses!) gehört jedenfalls zu den unsaubersten Büchern des Dichters. Was den Abbé aber von Fallstaff entfernt und als das Prototyp Professor Bergerets erscheinen läßt, ist seine stupende Gelehrsamkeit und sein stets lebendiges Interesse für geistige Fragen, theologische Dispute und philosophische Probleme. Man kann sich keinen besseren Typus des verkommenen Genies als diesen vertrunkenen Priester denken, der ein seiner würdiges Ende findet — er wird auf offener Landstraße von einem alten Juden um eines Liebesabenteuers willen erstochen —, und dessen Geschick uns doch um seiner Geistesgaben und seiner Herzeigenschaften willen ein wenig zu Herzen geht.

Das vollkommenste Buch des Dichters ist sein *Jardin d'Epicure* (1894). Vollkommen nicht in dem Sinne, als ob ein Genre besser wäre und höher stände als ein anderes, sondern weil hier France eine Harmonie nach Form und Inhalt erzielt hat, die ihm früher und später versagt blieb. Er hat hier auf den fiktiven Einschlag, der ihm immer ein wenig Mühe machte, völlig verzichtet und sich in einer Nachdichtung der epikuräischen Philosophie versucht, die in der Weltliteratur ihresgleichen sucht. Nur ein Franzose war dazu imstande, die antike Philosophie des maßvollen Genusses in so subtiler Weise zu destillieren und ihr eine andere französische Form zu geben, die, unbeschadet des antiken Gehalts, dem Ganzen einen neuen Reiz verleiht. France hat hier das Größte und Tieffte in klassisch reiner Form gesagt, das über des Menschen Ursprung, Leben und Schicksal überhaupt gesagt werden kann. Das muß auch derjenige anerkennen, der, von anderen Voraussetzungen ausgehend, die Größe und Schönheit einer gegnerischen philosophischen Weltanschauung unparteiisch zu würdigen weiß.

Von nun an tritt eine eigentümliche Wendung in dem Schaffen des Dichters ein. Es beginnt die Serie seiner zeitgenössischen Romane. Unter dem Titel *Histoire contemporaine* wurden die vier 1897 bis 1901 erscheinenden Bücher *L'Orme du Mail*, *Le Mannequin d'Osier*, *L'Anneau d'Améthyste*, *Monsieur*

Bergeret à Paris zusammengefaßt. Dem „Histoire“ hätten wir gerne ein s angehängt: es handelt sich um Geschichten, nicht um Geschichte. Was war geschehen? France stand auf der Höhe seines Schaffens und seiner geistigen Leistungsfähigkeit. Sein Jardin d'Epicure war schwer zu überbieten. Dem alten Orient und der Renaissance Italiens hatte er seine beste Kraft gewidmet. Nun drängte es ihn zur zeitgenössischen Geschichte.

Aus seiner aristokratischen Ruhe und Gleichgültigkeit, die das allzu Menschliche gelassen hinnimmt und der entfesselten Leidenschaft einer tobenden Menge gegenüber nur ein nachsichtiges Lächeln hat, wurde France herausgerissen. Er hielt am Grabe Zolas später eine Rede, die nichts weniger als ein Meisterstück der Beredsamkeit war, in ihrer Heftigkeit aber den Vater eines Sylvestre Bonnard, Jérôme Coignard und Bergeret völlig verleugnete.

Diesen Ton schlägt France freilich in seiner Histoire contemporaine noch nicht an. Hier handelt es sich um lose Szenen des Pariser Lebens, teils in republikanischen, teils in adligen Familien spielend. Bald befinden wir uns in den Gemächern des Bischofs, bald in der Amtsstube des Präfekten, bald beim Antiquar, in dessen Hinterzimmer sich mancherlei heterogene Elemente ein periodisches Stelldichlein geben. Es wird viel diskutiert, und zahlreiche Abschweifungen auf das Gebiet der Geschichte sind an der Tagesordnung. Mehrere Einzelszenen sind köstlich entworfen und von plastischem Humor. Aber das Ganze ist ungemein lose konzipiert und flüchtig aneinander gereiht. Als Sittenbilder aus der dritten Republik mögen dieser ungebildete, freidenkerische Präfekt, der intrigante Bischof und der über der Wichtigkeit des Erdenlebens in philosophischer Ruhe thronende Bergeret wohl gelten. Kunstwerke aber sind diese losen Szenen ohne Anfang und Ende doch nur episodisch. Als Ganzes wirken sie nicht; dazu gehört ein sorgfältigerer Aufbau, eine straffere Linienführung, ein zielbewußteres Fortschreiten. Der Zyklus ist zu stark von den Zeitumständen abhängig, als daß er über die Zeit hinausreichte. Mögen Historiker und Psychologen ihn später einmal konsultieren, in der Literaturgeschichte werden diese vier Romane keine Rolle spielen.

Sie deuten überhaupt den Niedergang im Schaffen von France an. Was er schreibt, ist und bleibt interessant, aber seine Produktion artet mehr und mehr in ein geistreiches Sichgehenlassen, ein selbstgefälliges Selbstgespräch aus, das seinen großen Reiz hat, aber vor dem strengen Urteil nicht bestehen kann. Wem so viel gegeben ist, von dem wird man auch viel fordern. Mit dem Crime de Sylvestre Bonnard, Le Livre de mon Ami, Thaïs, Le Lys rouge, Le Jardin d'Epicure sind die Höhepunkte seiner Arbeit bezeichnet. Überaus charakteristisch ist das Interesse seines Publikums an den einzelnen Werken. Le Lys rouge, das nichts anderes als ein gut geschriebener Roman unter vielen ist, brachte es auf 138 Auflagen; mit 136 folgt Le Crime de Sylvestre Bonnard, das denn doch in der französischen Literatur einen besonderen Platz beansprucht. L'Orme du Mail, L'Île des Pingouins, Le Mannequin d'Osier,

Le livre de mon Ami, Thaïs, La Rôtisserie, L'Anneau d'Améthyste, Monsieur Bergeret à Paris folgen in der Gunst des Publikums; aber wie wenig treffend und bezeichnend für den inneren Wert der Werke ist doch diese Reihenfolge! Alles, was eine größere Gedankenanstrengung erfordert, stellt sich mit bescheidenen Auflagen ein. — Einige wenige Werke bleiben uns noch zu besprechen.

Sur la Pierre Blanche schließt sich der Serie der mit starkem archäologischen Ballast behafteten „Novellen“-sammlungen an, in denen mitunter glänzende und großartige Gedankenreihen in einem Wust langatmiger, kunsthistorischer Auseinandersetzungen erstickt werden. Crainquebille, Putois, Riquet et d'autres récits profitables schlagen teilweise einen neuen Ton an. Die Weltanschauung des Dichters hat sich hier ins Soziale überfetzt. Der Gemüsehändler, der unschuldig verhaftet ins Gefängnis kommt, dort zum schlechten Menschen wird und als ein Taugenichts endigt, ist für France ein Typus. Dieser Aristokrat des Gedankens wird zum Sozialisten und Anarchisten. Es sind wieder einmal die Institutionen, die den Menschen schlecht machen, und mit der Änderung des Systems wird auch der Mensch ein anderer.

Mit dem Verschwinden des Dreyfusprozesses aus dem öffentlichen Interesse verschwand auch France aus der politischen Arena. Seine Sept Femmes de Barbe Bleue haben mit manchen seiner früheren Werke Ähnlichkeit. Er liebte diese Anlehnung an die Geschichte und die Legende, über die er frei phantasierte, da ihm wie allen Reflexionsmenschen die eigene, originale Erfindung so ziemlich versagt war. Aber was soll man zu diesen schlüpfrigen Geschichten sagen, die so gar nicht dem Geist der Vorlage zu entsprechen scheinen? Es gibt eine unnötige Frivolität, die selbst der anerkennen muß, der sonst weitherzig und großsprechend von künstlerischer Freiheit und dem Recht auf die Behandlung aller Stoffe redet. Wäre nur nicht gerade Maeterlinck mit seinem Ariane et Barbe bleue zuvorgekommen, der so ganz anders, so tief, ernst und fein nordische Art mit gallischer Zartheit zu verbinden wußte! Gegen dieses kleine, intime Drama kommt die breitangelegte Novellenform nicht auf.

Histoire comique betitelt sich ein anderer Band, in offenbar irreführender Weise das Wort Komik in seinem ursprünglichen Sinne nehmend: Schauspielergeschichten. Zu dem Ruhme des Schriftstellers trägt diese gut erzählte Episode aus dem Theaterleben, in der wir einer dem Typus Bergeret, Bonnard, Coignard verwandten, autobiographischen Gestalt begegnen, nur wenig bei.

So bleiben uns nur die zwei letzten Schöpfungen übrig: L'Île des Pingouins und Jeanne d'Arc. Jenes wie dieses hat gewaltiges Aufsehen erregt und aus den verschiedensten Gründen. L'Île des Pingouins ist nichts anderes als eine Geschichte Frankreichs in Form einer Mystifikation. Der Reiz des Buches besteht darin, aus dieser Tier- und Wildengeschichte die Anspielungen herauszufinden, die es in Fülle enthält. In Deutschland wäre längst ein Kommentar dazu erschienen, und die Philologie hätte sich dieser willkommenen Beute in neu-

erwachter Streitlust bemächtigt. Vergleiche mit dem zweiten Teil des „Faust“ oder mit „Zarathustra“ wollen wir nicht anstellen: es handelt sich nicht um Welt- und Menschengeschichte, sondern nur um Gallien, den Krummstab und die phrygische Mütze. Die Verfassung der Geschichte Frankreichs hat natürlich ihr Interesse, und je gebildeter ein Franzose zu sein vorgibt, desto besser muß er L'Île des Pingouins verstehen. Es ist aber schließlich doch ein recht kindliches Vergnügen, auf vierhundert Seiten restlos alle Anspielungen herauszufinden und damit den Genuß des Werkes erschöpft zu sehen. Es sei denn, man hätte an den Schlipfrigkeiten besonderes Gefallen, an denen das Werk reicher ist als jedes andere des Dichters. Von der großen Nation gibt es somit nur einen kleinen Begriff und zeigt sie sicher nicht von der besten Seite. Das Ganze ist ein etwas zu umfänglich und allzu deutsch-gründlich gewordener schlechter Scherz. Auch diesmal und mehr als sonst spottet France über den Leser, der sich die Mühe macht, ihn ernst zu nehmen und gründlich zu studieren. Er will nur sich selbst belustigen; ob andere das auch unterhaltend finden, ist ihm höchst gleichgültig, und noch mehr, ob sie ihn verstehen. Jeanne d'Arc ist denn doch von anderem Kaliber, zwei dicke Oktavbände mit dem schweren Geschütz zahlloser Verweise und gelehrter Anmerkungen. Diesmal war es dem großen Spötter Ernst, soweit er dazu überhaupt noch imstande ist.

Jeanne d'Arc, die Nationalheldin, die Heilige, das Ideal des Landes — wer sich an ihr vergreift, ist gerichtet. France ging sehr vorsichtig zu Werke. Zu einer Verherrlichung der Jungfrau von Orleans ist freilich sein Werk nicht bestimmt. Im Gegenteil nimmt man deutliches Bestreben wahr, alles Legendarische so kritisch als möglich zu behandeln und ohne viel Aufhebens mit der ihm eigenen Selbstverständlichkeit den Leser zu ernüchtern. Diese Vermenschlichung der Heiligen, die sich mit der Methode Renans in seinem „Leben Jesu“ vergleichen läßt, genügt freilich noch nicht, um den Ruhm historischer Exactheit zu verdienen; die Historiker sind vielmehr auf das Werk von France nichts weniger als gut zu sprechen. Es erschienen gleichzeitig ein anderes französisches und ein englisches Werk über den Gegenstand, die die strenge Wissenschaft weit mehr befriedigten. Ihr buchhändlerischer Erfolg mag nicht so groß gewesen sein, denn ein France, der Jeanne d'Arc kritisch darstellt, ist ein Schauspiel für Götter, das sich der Literaturfreund nicht entgehen lassen will. Trotz dem offenkundigen Bestreben des Verfassers, objektiv zu sein, ist nach dieser Seite seine Arbeit nur halb gelungen. Zwei Jahrzehnte früher wäre sie vielleicht noch besser herausgekommen. Es ist und bleibt eine große Leistung, auf die sich der Forscher jedoch nur mit vielen Vorbehalten verlassen kann.

Wie wäre das auch bei der Meinung anders möglich, die France selbst von der geschichtlichen Wahrheit hat? Er ist davon überzeugt, daß wir sie nicht kennen. Was für uns, die später Kommenden, von großer Bedeutung ist, schien den Zeitgenossen unwichtig und von vorübergehendem Wert. Darin, und auch in der Umkehrung des Axioms, mag France völlig recht haben, aber was

beweist das? Doch nur, daß die Lebenden das Ewige ihrer Zeit nicht erkennen und das Vergängliche überschätzen. Die Geschichte in ihrer Gerechtigkeit rückt die Dinge zurecht und weist einem jeden den gebührenden Rang an. Dem Bergsteiger erscheint stets der nächstliegende Berg als der höchste. Erhebt er sich, steigt er aus dem Gemühl der Menschen im Tale zur Einsamkeit der Höhen empor, so sieht er, daß die ferneren Gipfel weit höher sind und die näheren an Bedeutung abnehmen. So erhebt sich auch der Betrachter der Geschichte, wenn er Distanz gewinnt und von den seinen Blick trübenden Vorurteilen einige einbüßt. Ein Irrtum wäre es z. B. zu glauben, daß Jesus Christus in seiner Zeit über einen Kreis hinaus irgendwelches Ansehen genossen hätte. In einer überaus feinen Erzählung, „Le Procureur de Judée“ (1902), weist dies France (nach vielen anderen) nach. Pontius Pilatus unterhält sich, etwa im Jahre 40, mit einem römischen Beamten, der ihn fragt: „Du entsinnst dich noch jenes jungen Laienpredigers und Wundermanns aus Galiläa? Er hieß, glaube ich, Jesus von Nazareth?“ — „Nein, ich besinne mich nicht darauf.“ — „Du mußttest ihn ans Kreuz schlagen lassen!“ — „Wirklich? Jesus von Nazareth sagst du? Das ist mir aber ganz entfallen!“

Aus solchen an sich durchaus möglichen Begebenheiten entwickelt France eine verzweifelte Geschichtsphilosophie, die mit seinem sonstigen Pessimismus und Skeptizismus in völligem Einklang steht. Es fehlt ihm der Glaube an die Geschichte mit dem an die Postulate der praktischen Vernunft. Sie ist gemacht, willkürlich zusammengestellt. Sie enthält uns das Beste vor und berichtet das Überflüssige. Wir wissen nichts Rechtes über die Vergangenheit, wie die Zukunft trotz aller unserer gegenteiligen Bemühungen nichts Rechtes von uns wissen wird!

In den kleinen Geschichten von France steckt oft mehr Philosophie als in seinen großen Romanen. Mit Recht hebt Brandes die Bedeutung hervor, die den Erzählungen Putois und Crainquebille für die Weltanschauung des Dichters zukommt. Putois ist ein modernes und überaus lustiges Beispiel für die Mythenbildung. Es weist nach — aber man vergißt diesen Hauptzweck über dem stofflichen Interesse an dem erheiternden Gegenstande —, daß Legenden auch heute noch vor unseren Augen entstehen. Dieser Putois, der nicht existiert, den aber jeder irgendwo einmal gesehen hat, und dessen zahllose Missetaten jeder kennt, ist der „Niemand“ des Odysseus, ist jenes Luftgespinnst, um das sich einzelne wie magnetisch angezogene Tatsachen so fest und zahlreich gruppieren, daß er schließlich historisch wird. Den Schluß zu ziehen, überläßt France dem Leser: was wir von den Helden der Geschichte wissen, ist nichts anderes. Vielleicht existierten sie dennoch, wahrscheinlich nicht; David Friedrich Strauß, Renan, Havel, Kalthoff, A. Drexler dürften an dieser Legendentheorie im belletristischen Gewande ihre helle Freude haben.

Neben den historischen tritt aber der politische, der gegenwärtige Skeptizismus. Crainquebille ist seine Illustration. Dieser Gemüsehändler wird schlecht durch

die Gesetze, die den Menschen gut machen sollten. Er wird eingesperrt, als er unschuldig war; als er aber wirklich schuldig wird, wollen die Pforten des Gefängnisses sich nicht vor ihm öffnen. Hier erscheint France plötzlich als Sozialist; aber wie lange? Der Sozialismus will Gleichheit, aber im Gesetz steckt die Ungleichheit. Es „verbietet den Reichen wie den Armen unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen“. Mit anderen Worten: die Wohlhabenden machen Gesetze für die Armen, die Männer für die Frauen. Auch das würde der Sozialismus gern gelten lassen, nicht aber den Protest eines France gegen die Menschenrechte von 1789, die „eine scharfe und unbillige Trennung zwischen dem Menschen und dem Gorilla machen“. Wenig erfreulich würden auch die Genossen die ganz in Renans Sinne geäußerte Behauptung finden, die Wissenschaft, nicht das Volk sei souverän, und eine Dummheit werde durch die Wiederholung im Munde von achtunddreißig Millionen Franzosen nicht gescheitert. Die Menschenwürde und der Arbeiterstolz der Massen werden durch das Kokettieren unseres Denkens mit dem tierischen Ursprung der Menschheit nicht eben geschmeichelt, und die Behauptung, die Menschen seien böse Bestien, die man nur mit Macht oder List im Zaume halten kann, erinnert mehr an Swift, Hobbes und Machiavelli, als an den ähnliche Gedanken vorsichtiger äußernden Dramatiker Renan. Zum Glück gibt France uns selbst einmal den Schlüssel zu der Lösung des Rätsels, wie er mit seinen aristokratischen Anschauungen sich dem Sozialismus zuwenden könne. Opportunistisch benutzt er ihn einfach als Peitsche gegen seine zwei Hauptfeinde, den Klerikalismus und den Nationalismus. Aber sind die Feinde genügend gezüchtigt, dann wirft er ihnen die Peitsche nach. Schade, daß niemals in den großen Volksversammlungen, in denen France als Redner sich sozialistisch gebärdet, ein Gegner auftrat, der mit gelesenen Zitaten belegt, ein wie starker grundsätzlicher Gegner der freiheitlichen Volksbewegung dieser skeptische Geistesaristokrat im Grunde ist. Man hat sich darüber in Frankreich selbst manchmal getäuscht; wurde doch seine 1896 erfolgte Wahl in die Akademie von der klerikalen und nationalistischen Partei unterstützt, der er sicher noch ferner steht als dem Sozialismus. Und der weit konservativere Ferdinand Fabre unterlag damals.

\*

\*

\*

Fassen wir nun kurz unser Urteil über die Persönlichkeit und das Schaffen von Anatole France zusammen, so liegt es uns fern, ihm als Gelehrten und Schriftsteller die höchste Bewunderung zu versagen. Er hat es mit der Einfühlung in fremdes Wesen zu einer erstaunlichen Virtuosität gebracht. Er verstand es, sich in eine Mönchsseele der ersten christlichen Jahrhunderte und in das Empfindungsleben eines Renaissancemenschen in wunderbarer Vollkommenheit einzuleben. Er verfügt über ein seltenes Wissen und eine äußerst verfeinerte Bildung. Als Stilist ist er unbestritten groß. Als Schriftsteller weiß er oft

mit einer warmen Herzlichkeit zu schildern, die bei ihm und überhaupt in der französischen Literatur erstaunt und völlig original ist.

Er bringt es gelegentlich zu einer verblüffenden Selbstentäußerung und argumentiert mit größter Ruhe und ohne jeden Vorbehalt gegen seine offenkundigen Überzeugungen, so tief und völlig geht er in einer Zeitanschauung auf. Andere seiner Bücher sind dann wieder von stärkster Subjektivität erfüllt, und im Grunde ist man über sein Wesen und Wollen nach der Lektüre seines ganzen Werkes völlig im Klaren.

Seine Gedankenwelt hat sich nicht verändert, wohl aber seine Einschätzung einzelner Personen, wie Zola, Bourget, Lemaitre usw., freilich mehr, weil diese selbst sich entwickelten, während er stehen blieb. Immerhin ist ein Niedergang im Wert seines Schaffens unverkennbar. Seit zehn Jahren ermangeln seine Werke ausnahmslos der früheren künstlerischen Vollendung. Die Produktion ist unreifer und allzu beschleunigt. Inhaltlich ist eine wachsende Freude am Pornographischen festzustellen, und eine gewisse sittliche Grundlage, deren manche seiner früheren Schöpfungen nicht entbehrte, ist nun völlig geschwunden. Äußere, veränderte Lebensumstände, die aus seiner Schriftstellertätigkeit mehr und mehr einen Broterwerb machen, sollen an dieser Wandlung mitschuldig sein.

Man kann nicht umhin, zu bedauern, daß ein so vielseitig gebildeter Schriftsteller, ein so glänzendes Talent, ein so hervorragender Stilist an seinem eigenen Niedergang so emsig arbeitet. Seine älteren Werke haben Anspruch auf unvergänglichen Ruhm. Seine neuesten Bücher werden mit dem Tage verwehen. Die eigentliche Tragik dieser Schriftstellerlaufbahn liegt in der Tragik der Persönlichkeit. France ist ein Opfer seiner alles in ironische Skepsis zersetzenden Weltanschauung geworden. Diesem ätzenden Gift gegenüber hat er selbst nicht standhalten können. Ein wahres Talent erblüht nur auf dem Boden einer ehrlichen und festen Überzeugung, mag es von dem Herkömmlichen sich auch noch so weit entfernen. An diesen Überzeugungen, die selbstlos und voll Opfermut für das Wohl des Ganzen arbeiten, fehlt es dem modernen Frankreich mehr als jedem anderen Lande. Stark analytisch veranlagt, ist der Franzose von alters her der Skepsis zugeneigt. Geistreicher, vielleicht auch talentvoller und feiner ist er als andere; doch kann man von ihm nicht sagen, daß sich „das Moralische immer von selbst versteht“. Und insofern ist Anatole France mit seinem Schriftstellernamen und seinem ganzen Lebenswerk typisch für eine starke und gefährliche Geistesströmung unserer Zeit, noch typischer für die Anschauungsweise und die gegenwärtige Krise seiner Heimat.

